Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 259 Bydgoszcz / Bromberg, 13. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

8. Der Fuchssteg.

Die nächsten Tage verliefen ohne besondere Zwischenfälle. Im Leben und Treiben der Talbauern hatte sich nichts Wesentliches geändert, wenigstens nach außenhin nicht, und ein Fremder hätte wohl kaum geahnt, mit welch schweren Gedanken und Sorgen der Schwarztann sich an diesen Tagen beschäftigte: man ging der gewohnten täglichen Arbeit nach wie vordem, vielleicht etwas stiller noch und ernster und mit einer größeren Hast, zumal die Mannsbilder, die manche Stunde am Tag die Arbeit niederlegten und den Stutzen an die Wange hielten, um sich solange im Schießen zu üben, bis jede Kugel das Ziel traf . . .

An den Abenden aber kam eine große Schar von Männern, alle in voller Ausrüstung, auf einem weiten, freien Feld zusammen, und bis in die späte Nacht hinein erschollen dort die Kommandorufe, die eine straffe Ordnung und eine einheitliche Bewegung in die Masse zu bringen suchten: Das war der Landsturm des Schwarztanns, kraftvolle, entschlossene Männer, geführt von einem strammen, feurigen Burschen, der schon einige Jahre unter den Kaiserlichen gedient und das Kriegshandwerk erlernt hatte. Willig und bedingungslos gehorchten alle seiner Stimme, und ohne Unterschied standen sie in Reih und Glied: auch der Schultheiß war dabei, und hinter ihm standen der Schulmeister, Heinrich Schrund, Konrad Immler, überhaupt alle waren dabei, die sich gesund und kräftig genug fühlten, Kriegsdienst zu machen: klobige, ungelenke Bauerngestalten, derbe, kräftige Holzfäller. Es galt ja die Heimat zu schützen, und da wollte und durfte keiner fehlen.

Ohne Zwischenfall waren die drei Sondergesetze, die der Rat der Freien erlassen hatte, in Kraft getreten, und schon am ersten Tag wurde die Brücke im Klimmsteig weggerissen und vor der Schlucht Schanzen aufgeworfen, hinter die sich eine starke Wache mit den schußfertigen Stutzen verkroch. Alles war in voller Ordnung und Ruhe geschehen, und innerhalb weniger Tage war der Schwarztann in Kriegsbereitschaft und sah entschlossenen Mutes dem Kommenden entgegen.

Aber es kam lange nichts, wenigstens kam es Heinrich Schrund sehr lange vor, der jeden Tag mit noch größerer Ungeduld auf die Franzosen wartete. Nach der Rabenfluh stand der Scheibenhof dem Klimmsteig ja am nächsten, und so oft er vor die Türe trat, konnte er einen Blick hinüberwerfen. Aber es war nie etwas Besonderes zu entdecken. Ein Tag war wie der andere, ein Tag verlief wie der andere. Mit ganzer Kraft hatte er sich auf die neue, ungwohnte Arbeit gestürzt. Er mähte, warf das Heu auf die Schober zusammen, schaffte auf dem Feld und im Haus mit und achtete kaum der brennenden Schwielen in den Händen, die sich nur schwer an die harte Arbeit gewöhnen wollten. Und wie all die anderen nahm auch er öfter am Tag den Stutzen in die Hand und schoß in immer größerer Entfernung aufgesteckte Schindeln der Reihe nach von den Pfählen, bis auch er zum Meister des Stutzens geworden war, dem kein Schuß ins Leere traf. Mit seinen Stiefschwestern kam er leidlich aus, weil er jeden Zusammenstoß mit ihnen vermied. Es genügte ihm, daß sie mithalfen und mitschafften, auch wenn sie keine besondere Freude mehr daran zeigen wollten . . .

Aber soviel er sich auch mühte, durch Arbeit sein Herz von dem schweren Druck zu befreien, es gelang ihm nicht. Oft schon war er nahe daran, zum Schultheißen zu gehen und ihm alles zu gestehen: Ich bin kein Schwarztannler mehr und darf es nicht mehr sein; denn drüben über den Bergen wartet ein Menschenherz auf mich, ein liebendes Herz, dem ich fürs Leben gehöre. Habe ich unrecht getan, dann verurteilt mich! Aber so halte ich das länger nicht mehr aus! — Dann sah er die grauen, unerbittlichen Augen des Mannes vor sich, sah sich umringt von den Freien vom Freital, von lauter düsteren, harten Gesichtern, aus denen die Verachtung schaute, und dann entfiel ihm wieder aller Mut. Er wartete wieder, Tag um Tag vergingen: einmal mußten ja die Franzosen kommen, wenn sie überhaupt noch kamen. Gern hätte er den Kampf und das Schicksal seines Volkes geteilt, wenn er nur eine kleine Kunde über sein Verbleiben hätte nach Chur bringen können! Tag und Nacht wäre er gewandert, hätte mit Freude seine Füße wundgelaufen, um so schnell als möglich wieder zurück zu sein. Kein Mensch hätte davon etwas merken dürfen. Dafür hätte er schon gesorgt . . . Gab es denn gar keinen Weg, auf dem man aus dem Tal schlüpfen konnte? — Herrgott! Es mußte doch einen geben! — Er zog sich an den Haaren, als wollte er mit aller Gewalt eine Lösung aus dem Kopf herausreißen . . . Der Fuchssteg? — Lächerlich! Den gab es ja nicht! Woher sollte Konrad Immler das wissen? Und wenn es ihn doch gäbe..? Dann, ja dann . . .! — Soweit kam er jeweils mit seinen Gedanken, aber dann riß ihm die Geduld. Er sprang wild auf. Sein Inneres tobte. Er konnte nicht weiter denken..

An einem Abend nun, als er von einer Kriegsübung des Landsturms nach Hause kam, ging er nicht mit den anderen zu Bett, sondern wartete solange in der Stube, bis alles im Haus ruhig war. Dann schlich er sich lautlos hinaus und wanderte raschen Schrittes dem Klimmsteig zu. Es war schon tiefe Nacht. Von der Rabenfluh herüber blinzelte das einsame Licht. So still war es überall, als hätte der Schwarztann das ganze Leben ausgehaucht. Und doch war alles in Bereitschaft: wenn jetzt nur ein Trompetenstoß oder ein einziger Schuß gefallen wäre, dann wären von überallher die Gestalten aufgetaucht und gegen den Klimmsteig vorgerückt, lautlos, dunklen, fliehenden Schatten gleich, mit schwergeladenen Stutzen . . . Ja, das war der Schwarztann: unter dem düsteren, starren Schwei-

gen verbarg sich ein unsagbarer kraftvoller Wille, der zum Letzten und Äußersten entschlossen war . . .

Rasch lief der nächtliche Wanderer weiter und klomm zum Eingang in den Engpaß empor, um dann in der rabenschwarzen Schlucht unterzutauchen. Weit drunten plätscherte das Wasser des Gebirgsbaches. Sonst rührte sich nichts. Und nichts war zu sehen, als ein schmaler Streifen des Nachthimmels mit einzelnen Sternen. Das war alles. — Wenn er gekommen war, um hier einen Weg zu suchen, der über die Schlucht und die Felswände hinweg in die Welt hinausführte, dann hatte er wohl nicht die rechte Stunde dazu ausgewählt. Aber bei Tag hätte ihn die Wache gesehen, wenn schon, dann mußte es unter dem Schutz der Nacht geschehen. Und jetzt sah er, daß es nicht ging. Und doch rannte er weiter und tastete sich an den Felsen vor. Unmöglich war es, über die Schlucht zu kommen! Aber er wollte es nicht glauben und suchte weiter . . .

Da klapperte etwas im Dunkeln, ganz in seiner Nähe, wie wenn jemand aufgesprungen wäre und den Stutzen in Anschlag gebracht hätte. „Wer da?“ rief eine Stimme aus der Nacht.

Himmel, er war der Wache zu nahe gekommen! Es war ja alles heller Wahnsinn, was er da machte. „Hie gut Schwarztann!“ antwortete er rasch.

„Allweg!“ sagte die Stimme im Dunkeln.

Dann wandte er sich rasch um und lief wieder zurück gegen das Tal. Wie gut hatten die Schwarztannler es verstanden, sich zu verschanzen. Hier war nichts zu machen . . . Verzweifelt schaute er zu den schwarzen Bergen auf. Es mußte doch irgendwo einen Weg geben, und wenn, dann mußte er ihn finden!

Am Ausgang der Schlucht entdeckte er eine Gestalt, die lautlos wie ein Schatten den Weg vor ihm herlief und dann rasch seitwärts in einem niedrigen Strauchwerk verschwand. Das machte ihn stutzig. Deutlich hatte er erkannt, daß es ein Mensch war. Aber was hatte der hier zu suchen? Warum versteckte er sich vor ihm? — War man ihm nachgeschlichen? Aber es ahnte doch nicht ein einziger Mensch des ganzen Tales, mit welchen Gedanken er sich in den letzten Tagen trug! — Oder vielleicht doch?

Er blieb vor dem Busch stehen und horchte hinein. Als er aber nichts hörte, ging er entschlossen um den Strauch herum: er mußte wissen, wer der Schleicher war und was er hier suchte . . .

Auf der drüberen Seite stieß er auf einen Mann, der sich in gebückter Haltung in den Strauch drückte, um nicht bemerkt zu werden. Es war der Klausenjörg . . .

Heinrich hatte ihn sofort erkannt. „Was tust du da?“ fragte er halb verwundert, halb verärgert.

„Dös könnt i dich ja auch fragen!“ war die Antwort.

„Warum versteckst du dich vor mir wie ein Weglagerer?“

„I hab nit gewußt, daß du es bist.“

„Auf wen hast du gwartet?“ Eine Ahnung stieg in Heinrich auf. Er dachte sofort an den Schulmeister.

„Auf dich!“

„Auf mich? — — Wozu?“

Der Klausenjörg trat aus dem Busch hervor und stellte sich vor ihm auf. Dann packte er ihn heftig am Arm. „I weiß, was du suchst: aber da drin findst du keinen Weg, und wenn du einen finden tätst, dann hättst du bald a Kugel im Kopf!“

Heinrich wandte sich ab und wollte gehen.

„Bleib!“ flüsterte der andere und packte ihn wieder am Arm. „I will dir bloß helfen: Kennst du den Fuchssteg?“

Heinrich wollte mit dem Burschen keinerlei Verbindung und zeigte ein abweisendes Gesicht. Aber es war dem Klausenjörg nicht entgangen, daß er bei dem Namen „Fuchssteg“ merkwürdig aufgehorcht hatte, und er fuhr gleich mit herabgedrückter Stimme eifrig fort: „Von der Daxenhütte geht der Weg über den Breitjöchler zur Brentenhütte. Da hört der Weg auf, weil a hohe, steile Plattenwand kommt. Über die muß man nüber. Es geht nit leicht, aber für an guten Bergsteiger goht's! — So kommt man auf den Grat der Gottesackerberge. Und wenn man sich allewil schö links hält, kommt man in a paar Stund an einen tiefen, breiten Felsspalt, der langsam allewil enger wird, und über die engst Stell — sie ist da nit viel breiter als vier Meter — führt a schmaler Steg aus zweizammklammerten rohen Balken: Dös ist der Fuchssteg!“

Sie waren inzwischen langsam von der Höhe herabgegangen. Heinrich, der schweigend zugehört hatte, war dem anderen immer einen Schritt voraus, als wollte er seinem Versucher entgehen. Aber der ließ nicht von ihm ab und sprach ihm immer mehr ins Ohr: „Der Fuchssteg ist kei Märchen, wie man's uns früher erzählt hat. Er ist da!

Heinrich blieb da mit einem Ruck stehen und schaute funkelnden Auges auf seinen Begleiter. Dann aber schüttelte er den Kopf: „Es ist heut jedem von uns verboten, den Schwarztann zu verlassen!“

„Pah! Wer weiß denn ebbas davon? — — Du gohst halt ins Holz: Der Scheibenhof hat a Stück Wald fast bis bei der Brentenhütte droben . . .!“

„Wir müssen warten, bis die Franzosen kommen, Jörg!“

„Die kommen nit!“

„Wer weiß dös?“

Der Klausenjörd zuckte die Schultern. Aus seinen Augen schaute der Hohn, und auf seinem Gesicht lag ein breites, häßliches Grinsen In diesem Augenblick hatte er wirklich etwas Teuflisches an sich, das abstieß. „Was geht mich der Fuchssteg an!“ wollte Heinrich die Sache abtun und ging weiter.

Aber der andere war schon wieder hinter ihm her: „Viel geht er dich an, weil er jetzt no der einzige Weg ist, auf dem man den Schwarztann verlassen kann!“

„Ja, auf einem Schmugglerweg!“ höhnte Heinrich.

„Was liegt da dran? Man darf sich bloß nit erwischen lassen. Es gibt wenig Leut im Schwarztann, die ihn kennen. Und die ihn kennen, die verraten ihn nit. Auch du wirst's nit tun!“

Heinrich antwortete nicht. In seinem Innern tobte ein heftiger Kampf. Da hatte er ja nun den Weg, nach dem er immer vergebens gesucht hatte, und die Versuchung lockte und lockte . . . Wie leicht war das jetzt für ihn, den Schwarztann heimlich zu verlassen, kein Mensch würde ahnen, wo er hingekommen war. Er hätte ja auch irgendwo in den Bergen abgestürzt sein können und wäre so für die Schwarztannler einfach verschollen geblieben. Und seine Schwestern hätten sich wieder breit im Scheibenhof niedergelassen, und für alle wäre es gut gewesen . . . „Verräter!“ schrie da die Stimme des Gewissens. „Hast du vergessen, daß du deiner Heimat Treue schuldest, daß du einmal geschworen hast, dein Leben dem Schwarztann zu weihen? Meineidiger Verräter!“ — Und diese Stimme ließ den Mann so heftig erschauern, daß sein ganzer Körper wie unter starkem Fieber erzitterte. Nein! Nein! Zum Verräter wollte er nicht werden! Nie! — — Das wäre doch kein Verrat gewesen, hätte er den Schwarztann nur auf ein paar Tage verlassen, um eine Kunde über sein Verbleiben nach Chur zu bringen. Und während dieser kurzen Zeit würden doch nicht gerade die Franzosen kommen. Er müßte sich eben beeilen, Tag und Nacht laufen . . .

Der Klausenjörg hatte ihn heimlich, aber scharf beobachtet. Dann klopfte er ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Sollt dir mit dem gholfen sein, dann soll's mich freu'n!“

Heinrich schaute ihn finster an. Er konnte heut das Lachen im Gesicht des verschlagenen Burschen nicht ertragen. Vielleicht glaubte er gar, daß er auf seinen Vorschlag einging und dem Schwarztann für immer den Rücken kehrte? Darauf ging doch die ganze Sache hinaus: Er mußte fort, damit für ihn der Weg zur Wirts-Zenzl wieder frei war . . . „Ich glaub, du hast dich in mir getäuscht, Jörg!“ sagte er düster. „Ich bin kein Verräter!“ Dann ließ er ihn stehen und floh zum Scheibenhof hinauf . . .

Der Klausenjörg sah ihm höhnisch nach. Sein Gesicht zeigte jetzt ein Gemisch von Haß, Wut, Verachtung und Schadenfreude, als wollte sich seine ganze schwarze Seele darin offenbaren. „Du bist kein Verräter? Heut noch nit, aber morgen!“ zischte er, und mit einem erstickten, widerlichen Lachen nahm er seinen Weg hinauf zur Rabenfluh, wo immer noch das einsame Licht brannte — —

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Vase.

Skizze von Eva Gräfin von Baudissin.

Adda Fahlung wanderte einsam durch die kleinen steilen Gassen Capris. Bei jedem Durchblick, den die Mündungen schmaler Gartenstege in eine Straße gewährten, stand sie still und sah auf das leuchtende blaue Meer hinunter. Nein, man kannte diese Farben nicht und hielt alle Bilder und Beschreibungen für übertrieben, bis man diesen Wechsel vom tiefsten Dunkelblau mit den zartesten Schaumkronen bis zum nächtlichen Schwarz, auf dem das Mondlicht kleine sich wiegende Silbermuscheln verstreute, mit allen Sinnen genießen konnte. Und jetzt fiel das Schweigen schwer, in Ausrufe des Entzückens, der Begeisterung hätte sie ausbrechen mögen. Sich lächerlich machen, sich auffallend benehmen, das verabscheute sie. Aber dem einen, dem sie verwehrt hatte, sie zu begleiten — denn der Süden sollte von ihr allein entdeckt werden — dem hätte sie nun doch einen Anteil an ihrem Glück gegönnt!

Ja, man tut nicht immer das Rechte. Sie wandte sich von der Fernsicht der Nähe zu und streifte mit gleichgültigem Ausdruck die Auslage hinter einem winzigen Schaufenster, das so ungünstig im letzten Haus hier oben eingebaut war. Aber da — sie reckte den Hals. Keine Täuschung? Ohne sich zu besinnen betrat Adda Fahlung den Laden, aus dessen Ecke sich ein ehrwürdiger alter Mann mit schneeweißem Haarschopf und großen schwarzen Augen erhob. Schnell, als müsse sie sofort Gewißheit erlangen, wies sie auf eine kleine, etwas roh bemalte Vase, deren oberer Rand zu vier Buchten ausgeweitet war. Woher stammte sie, wie kam sie hierher?

Der Ladenbesitzer nahm die kleine Keramik in die Hand, betrachtete sie lächelnd und sagte, das sei eine spezifisch capresische Form, jetzt etwas unmodern geworden . . .

Atemlos erwiderte der junge Gast, daheim, oben in Schleswig-Holstein, habe sie dasselbe Stück, und stets geglaubt, es sei ein Erzeugnis einheimischer Volkskunst, obwohl si nie ein zweites gesehen habe. Und ihre Großmutter, von der sie die Vase geschenkt erhalten habe, widersprach nicht, sondern lächelte nur und seufzte einmal, auch Vasen hätten ihre Geschichten . . . Sie hielt inne. Wie kam sie nur dazu, diesem wildfremden Manne so viel Vertrauen zu schenken? Nun ja, die Freude über den Fund hatte ihr die Zunge gelöst, und wenn er lachen würde, was tat's?

Aber er lachte nicht. Leise sagte er vor sich hin: „Sleswik-Holstein" — und dann in einem plötzlichen Ausbruch und ganz reinem Deutsch: „Schleswig-Holstein, Schleswig-Holstein!"

„Sie sind Deutscher von Geburt?" fragte sie erstaunt. Bei seinem Aussehen schien es ihr beinah unfaßbar.

Er nickte. „Jawohl, Deutscher." Er atmete tief auf. „Hier hängen geblieben, wie so mancher, der sich nicht zur rechten Zeit zu trennen vermag." Allmählich fand er die Worte, die er anfangs suchen mußte. Ein Maler, den die Schönheit der Insel berauscht hatte, der sie in immer neuen Bildern festzuhalten versuchte, obgleich sein eigentliches Fach wohl das Porträt gewesen sei. Und endlich — nun hob er die kleine Vase mit trauriger Gebärde in die Höhe — war es dazu gekommen: zu einfachen, kleinen, bunten Keramiken, die man fast mechanisch herstellte und grob ausführte, um sie recht als Volkskunst zu stempeln. „Also ein Fälscher bin ich auch noch, Signorina", gestand er offen. Oh, nein, sie fand sie wunderschön, so originell in der Form und — sie stockte doch etwas und scheute sich, die Notlüge auszusprechen, dann fuhr sie eilig fort, daß die ihre, daheim, ähnlich bemalt sei, und unbedingt müsse sie diese dazu haben. „Mutter und Kind", sagte sie lachend, „denn meine ist größer —"

„Die in Schleswig-Holstein", sagte er vor sich hin. Dann hob er den Blick und betrachtete sie lange. „Ihr Gesicht war mir bekannt", stieß er aus, „sie war blond wie Sie und hatte dieselben etwas hartblauen Augen, und sie hieß Adda —"

„Adda, wie ich?" sagte sie sanft, nicht mal sehr erstaunt über den Zusammenhang. Er antwortete nicht. An seiner altmodischen Uhrkette hing ein kleines Medaillon, das versuchte er zu öffnen. Es gelang ihm nicht, sie half ihm. „Ja, ja, meine Großmutter", stieß sie nun doch überrascht aus, „und dasselbe Bild hängt — nur größer — bei uns zu Hause —"

„Es stammt von mir, Signorina. Dies war der erste Entwurf, den ich machen mußte, denn der deutsche Herr wollte sich von meinem Können überzeugen, ehe er mir den Auftrag gab, seine schöne Tochter zu malen. Und sie — sie gab mir später das kleine Medaillon zur Erinnerung und zum Aufbewahren des Bildes —"

„Das haben Sie treu getan", sagte Adda herzlich und nahm seine Hand in die ihre. „Aber wie ging es weiter, kam keine Fortsetzung?"

Er schüttelte den Kopf. „Ein armer, wahrscheinlich zukunftsloser Maler, wie es ja auch geworden ist! — und sie, die verwöhnte Tochter eines reichen Grundherrn — nein, ich würde das nie gewagt haben. Ein paarmal schrieben wir uns noch — dann war's aus. Und ich heiratete ein gute Frau aus Capri. Sie ist lange tot."

„Ach meine Großmutter", gestand Adda.

„Ich habe sie sehr liebgehabt." Der Alte neigte den Kopf.

„Man sollte sich schneller entschließen und nicht so viele Bedenken haben", meinte sie da heiter und gedachte eines fernen Menschen, dem sie nun selbst etwas „offenbaren" konnte.

Gedanken über Menschen und Bücher.

Von Wilhelm Curt Otto.

Es gibt Menschen, die kaufen Bücher meterweise. Zum Schein. Und andere lesen sie zentimeterweise. Zum Sein.

*

Viele Menschen sprechen von Büchern und meinen — Geschäftsbücher.

*

Nicht immer machen Kleider Leute. Fast immer erkennt man jedoch am Zustand der Bücher ihre Besitzer.

*

Viele Bücher besitzen, heißt nicht, belesen zu sein. Oft ist die Büchermenge nur der Beweis für endlose Stunden der Langeweile.

*

Mindestens einmal im Jahre sollte man seine Bücher einer Musterung unterziehen. Teils um festzustellen, welche man weitergeben kann zum Gewinn anderer, teils um sie auszumerzen, zu einem Teil aber auch deshalb, weil vielleicht das eine oder andere einer Auffrischung des äußeren Gewandes bedarf.

*

Manche Bücher kann man immer wieder lesen. Es gibt Menschen, die erst als ständige Freunde Wert gewinnen.

Die Liebeserklärung vom Minarett.

Von Gerhart Herrmann.

Travnik ist ein entzückendes muselmanisches Städtchen in Bosnien, und Salih Okitsch ist sein Hodza — oder vielmehr: war sein Hodza. Denn es ist leider wahr, daß Salih Okitsch seine in des Wortes buchstäblichem Sinne hohe Stellung jählings aufgeben mußte; nie mehr wird er mit seinen siebzigjährigen und doch noch so rüstigen Füßen die steilen und engen Wendelstiegen der schlanken Minaretts erklimmen, um die „Ikindoja", das Vorabendgebet, weithin erschallen zu lassen; nie mehr wird er hinunterblicken in den Hof der Moschee, wo die Gläubigen im Takte seiner Worte sich zu Boden und gen Mekka neigen und sich wieder aufrichten und wieder neigen; nie mehr auch hinunterblicken auf den malerischen Markt von Travnik, wo seine Lust und sein Leid, die schöne Ursache seiner höchsten Seligkeit und seiner tiefsten Erniederung: wo Fatima noch immer abends am Brunnen steht und Wasser schöpft . . .

Nie mehr: denn der alte Salih Okitsch ist Höhlenheiliger geworden, einer der bekanntesten sogar unter den nicht allzu vielen, die es in Serbien noch gibt. Am Felsen über dem Plivafluß hängt seine Höhle, da wo die berüchtigten Pliva-Wirbel am reißendsten sind; nur ein schmaler Ziegenpfad führt zu ihr hin, und wer den verfehlt, stürzt nur allzu leicht in die Pliva; wer aber doch bis zur Höhle gelangt und den Heiligen reizt, der wird mit einem Hagel von scharfen, vorher sorgsam gesammelten und aufgestalten Steinen empfangen. Denn ach, man reizt den Hodza nur gar zu gern, die Gassen-

jungen kommen in Scharen und rufen ihm zu „Otsche moje“, „o du mein Auge!“, und dannn stimmen sie ein brüllendes Gelächter an, und Gelächter kann Salih Okitsch ganz und gar nicht vertragen — — und auch daran wie überhaupt an dem ganzen Höhlenheiligtum ist wieder Fatima schuld!

Denn die Geschichte seiner Heiligwerdung ist eigentlich eine unheilige Geschichte, wenn sie auch ihre sehr menschlichen und rührenden Seiten hat. Schließlich kann es auch dem frömmsten Mann geschehen, daß er sich einmal verliebt, und wenn das auch erst nach siebzig vor lauter Frömmigkeit frauenlos verbrachten Jahren geschieht. Jawohl, es kann jedem passieren, daß er eines Abends über den Markt geht wie jeden Abend, froh des Gefühls, in wenigen Minuten hoch oben auf dem Minarett zu stehen und all diese geschäftigen Fezmänner und Schleierfrauen hier unten beim Klang seiner Worte in Andacht versinken zu sehen; daß sein Auge wie immer wohlwollend über die pluderhosigen Gestalten der Mädchen am Brunnen schweift; daß aber plötzlich über den Schleier hiweg ein dunkler Blick antwortet und das milde Auge des Weisen unweise und unheilig festhält und daß durch diesen Blick alles, alles, ganz, ganz anders wird als bisher. Nun, für den alten Hodza war es die junge Fatima, deren Blick er nicht vergessen konnte, obwohl er von Fatimas Seite nur als „Sewap“, als eine Art gottgefälligen Almosens der strahlenden Jugend an einen Greis gemeint war, und obwohl er sich nie wiederholte. Salih Okitsch aber dachte Tag und Nacht an Fatima, ihr galt sein erster und letzter Gedanke, ihr galt auch sein Abendgebet, und die guten Travniker konnten sich nicht genug wundern über ihres Muezzins plötzlich jugendfrisch tönende und gefühlvoll bebende Stimme. Seine plötzliche Verjüngung war ihnen ein Rätsel und wäre es geblieben, wenn nicht — —

— — wenn nicht eines Abends der Hodza mitten in der Ikindija drunten am Brunnen Fatima erblickt hätte, wie sie seinen Gebeten lauschte ... Da war's um ihn geschehen. Aus den Koranworten glitt er, sich selbst kaum bewußt, in Liebesworte über, aus den Anrufungen Allahs wurden Anrufungen Fatimas.

„Otsche moje!“ schallte es vom Minarett weit über die Stadt, „Fatima, o du mein Auge!“ verzücktere Liebesworte noch folgten, die Gläubigen hielten inne in ihren frommen Übungen und blickten, von Schrecken starr, hinauf zum Minarett, wo ihr Muezzin die zitternden Hände nicht zum Himmel hinauf, sondern zum Markt hinunter streckte ... und plötzlich von droben verschwand, in rasender Hast die Wendelstiegen hinunter und zum Brunnen lief, zu Fatima, um nun, da Allah seinen schweigsamen Mund zu dem großen und nie gewagten Geständnis geöffnet hatte, ihr dieselbe Worte auch ins errötende Ohr zu flüstern ...

Aber ach, verschwunden war Fatima, erschreckt war sie geflohen und hatte vor Scham und Verlegenheit sich in irgendeinen dunklen Winkel versteckt, um zu weinen. Nicht verschwunden jedoch war die Gassenjugend, sie lief hinter dem verzweifelten Muezzin her und rief unablässig, seine bebende Greisenstimme nachahmend, in psalodierendem Surenton: „Auge, mein Auge, wo bist, warum kommst du nicht zu deinem Salih, Auge, mein Auge ...“ Der Hodza blickte flehend auf die Erwachsenen, die in den Türen lehnten — aber die wandten sich lachend ab. Da verkroch auch der Hodza sich in irgendeinen Winkel und weinte vor Scham, länger und bitterer als Fatima, denn sie weinte die leichten Tränen der Jugend und der Frau, er aber weinte die schweren Tränen des Alters und des Mannes.

Seine vorgesetzte Behörde war milder als die Laien: sie versetzte ihn an eine andere Djamia, nach Jaize, sie wollte ihn nicht entlassen. Aber noch nicht lange hatte er dort die Gläubigen zum Gebet gerufen, da erkannte ihn ein Mann aus Travnik, der in Jaize Geschäfte hatte. Der war ein Spaßvogel, und darum legte er sich wie ein Toter auf die Straße und schickte einen Eingeweihten zum Hodza, daß er ihn wasche und zu Grabe geleite. Und wie der Hodza kam, sprang der vermeintliche Tote auf und schrie ihm zu: „Auge, mein Auge ...“ Der arme Hodza fiel in Ohnmacht, man trug ihn besinnungslos nach Hause, und als man ihn am anderen Morgen suchte, war er nicht mehr zu finden.

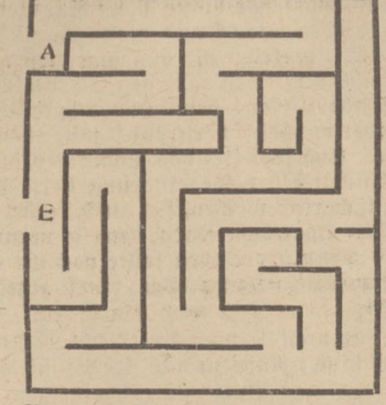
Jetzt hat man ihn wieder entdeckt: in der feuchten, kleinen Höhle über der Pliva, in die Einsamkeit vertrieben und bis in die Einsamkeit verfolgt vom Gelächter, mit Steinen werfend nach den Menschen, betend zu Allah und träumend von Fatima.



Rätsel-Ecke



Irrgarten.



Wer kann (bei E) in diesen Irrgarten treten und – ohne sich zu verlaufen — auf kürzestem Wege den Ausgang finden?

*

Kreuz-Füll-Rätsel.

			●			
		A	●	L		
	H	A	●	L	E	
I		M	●	N		U
O		E	●	O		E
B		E	●	L		U
	S	T	●	R	N	
		T	●	E		
		A	●	M		
		S	●	E		
		I	●	N		

Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar so, daß waagerecht zu lesende Wörter entstehen. Die senkrechte Kreuzlinie bezeichnet dann einen besonderen Tag im Jahr, an dem die letzten Blumen der waagerechten Kreuzlinie zur Verwendung kommen.

*

Rösselsprung.

	hen	ihn	wie	zu-	prom-	ben
ben	takt	rig	ge-	ot-	vie-	an-
oh-	müht	le-	an-	ber	ge-	to
durchs	eif-	ne	be-	le	dein	

Auflösung der Kreuzwort-Rätsels aus Nr. 253.

Waagerecht: 1. Busch. — 5. Ga. — 7. Ar. — 8. Au. — 9. Emu. — 11. Wal. — 13. Aether. — 15. Ostris. — 17. RM. — 18. Art. — 20. Hai. — 21. Ra.

Senkrecht: 1. Bali. — 2. Ur. — 3. Caesar. — 4. Hut. 5. Germ. — 6. Am. — 10. u. a. — 11. wo. — 12. Assist. — 13. Ai. — 14. er. — 16. Ru. — 19. Rat. — 20. ha.

*

Scherz-Aufgabe:

Nichts ist mehr! Denn: Drei Paar Wiener Würstel sind 6, dazu eine Elfe sind 17. Einer der gekündigt bekommen hat, geht ab = 16. — Ein Verkehrspolizist gibt acht, zwei ergeben also 1[illegible]

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.